

„Ich will euch, Brüder, nicht im Unklaren lassen über folgendes Geheimnis, damit ihr euch nicht für weise haltet: Die Verstocktheit eines Teiles der Israeliten dauert so lange, bis die Vollzahl der Heiden eingetreten ist. Alsdann wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht: Aus Sion wird der Retter kommen, der die Gottlosigkeit abwendet von Jakob. Dies ist mein Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünden wegnehmen werde (Is 59, 20)“ (Röm 11, 25 ff.).

Wir schließen: die zusammenfassende Rückschau auf unsere Studie veranlaßt uns zu nachdenklichen Überlegungen. Wir sehen, wie sich die barmherzige Liebe Gottes verflucht mit dem Versagen und der erschreckenden Widerspenstigkeit seiner Geschöpfe, die das furchterregende Vorrecht der Freiheit genießen. Das führt uns dazu, unsere Erwägungen mit den gleichen Gedanken abzuschließen, mit denen Paulus die Behandlung des gleichen Problems beendet. Der erste davon ist das demütige Eingeständnis, daß alle Menschen sündhaft sind und der göttlichen Barmherzigkeit bedürfen: „Gott hat alle zusammen in den Unglauben fallen lassen, damit er sich aller erbarme.“ Der zweite ist die anbetende Bewunderung für das geheimnisvolle Wirken Gottes in der menschlichen Geschichte: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes; wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? . . . Denn aus ihm und durch ihn und für ihn ist alles; ihm sei die Ehre in Ewigkeit. Amen“ (Röm 11, 32–36).

Wahrheit und Gewißheit

Jörg Splett

Wahrheit und Gewißheit ist der Titel, den man über Descartes' *Meditationes de prima philosophia* (1641) setzen kann; zugleich aber über die Philosophie der Neuzeit überhaupt¹.

Wird die Frage nach der Gewißheit thematisch, so erhebt sich damit die Frage nach dem Ort, wo sie sich findet, und nach der Methode, sie zu erreichen. – Rationalismus und Empirismus zeigen in dieser Suche ihre gemeinsame Herkunft, von der aus sie zu entgegengesetzten Antworten kommen.

Der neuzeitliche Empirismus entspringt schon im mittelalterlichen Nominalis-

¹ M. Heidegger, Nietzsche, Pfullingen 1961, II, 421 ff.

mus (W. v. Ockham, Nikolaus v. Autrecourt, Buridan) und vollendet sich über Fr. Bacon (1561–1626) und J. Locke (1632–1704) in D. Hume (1711–1776). Hume läßt nur Wahrnehmungen und Sinneseindrücke gelten, weder Substanz noch Kausalität gibt es wirklich; alles Denken ist sinnenhafte Assoziation. – Mit Unterschieden, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen, wird seine Lehre weitergetragen von J. St. Mill (1806–1873) in England, von A. Comte (1798–1857) vor allem, in Deutschland von Avenarius (1843–1896) und schließlich E. Mach (1838 bis 1916), dessen Nachfolger in Wien, Moritz Schlick, sie in den „Wiener Kreis“ einbringt.

Im Wiener Kreis, einer Arbeitsgemeinschaft von Philosophen, Mathematikern und Naturwissenschaftlern zwischen 1920 und 1938, verbindet sich der alte Empirismus (der von Comte den Namen Positivismus erhalten hat) mit dem Rationalismus zum Neupositivismus.

Leibniz (1646–1716) – auch er über Descartes zurückweisend zu Ramón Llull (1235–1315) und seiner „ars magna et ultima“ – hatte das Ideal einer genormten Begriffssprache aufgestellt, mit der sich die philosophischen Probleme gleichsam mathematisch lösen lassen sollten. – Gerade die Grundlagenkrise der Mathematik jedoch, seit etwa 1830 ausgelöst durch die Konstruktion nicht-euklidischer Geometrien, um 1900 verschärft durch die Entdeckung der logischen Antinomien, führte zur Frontstellung der drei großen Schulen des Intuitionismus (L. E. J. Brouwer), des Formalismus (D. Hilbert) und des Logizismus.

Der Intuitionismus gründet die Mathematik in der „Ur-Intention“ des Zählens, der Formalismus in der willkürlichen Setzung von inhaltlich nicht gedeuteten Zeichen und Operationsregeln, dem Kalkül. Der Logizismus faßt sie als Teil der Logik auf. Aus ihr stammen die mathematischen Begriffe und Regeln, die inhaltlich bestimmt sind, während die Ableitungen rein formalistisch erfolgen. Der Logizismus wurde begründet durch G. Frege (1848–1925), vollendet von B. Russel und geht in Verbindung mit dem Denken L. Wittgensteins (1899–1951) durch R. Carnap in den Wiener Kreis ein.

Erfahrung (Empirie) und Logik, beziehungsweise Erfahrung und Sprache konstituieren miteinander die Erkenntnis, die absolut sicher, intersubjektiv und rein empirisch, in logisch-mathematischen Zusammenhängen faßbar sein soll. Die Logik stellt ihre Form dar, sie ist notwendig wahr (entweder schlechthin – so der frühe Wiener Kreis – oder entsprechend dem gewählten System – so später); doch sie bleibt als Regel bloßer Umformung von Sätzen analytisch, ohne eine Erkenntnis der Wirklichkeit vermitteln zu können. Die Empirie gibt dieser leeren Form ihren Inhalt. Sie ist in ihrer reinsten, exaktesten Gestalt Physik.

Philosophische Sätze gelten demgegenüber als Scheinaussagen, sind höchstens im Sinn von Dichtung anzuerkennen. Die einzige Aufgabe, die der Philosophie geblieben ist, besteht in der Analyse der Sprache, und zwar der des Alltags wie jener der Wissenschaft.

Vom Wiener Kreis aus haben sich diese Ideen an alle Universitäten Europas, besonders Skandinaviens und Englands, sowie nach Amerika verbreitet. Für England ist vor allem A. J. Ayer, dann G. Ryle zu nennen, für Amerika C. W. Morris, als typischer Vertreter dieser Position im heutigen Deutschland – jedenfalls für die Naturphilosophie – P. Jordan. – Weniger als theoretisches, wissenschaftliches System, aber als „Weltanschauung“ herrscht der Positivismus heute nahezu allgemein, sei es auch meist in der Gestalt eines unpräzisen Empirismus und Skeptizismus.

Betrachtet man die Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft, die ihre Fortschritte der Tendenz verdankt, die sinnlichen wie die metaphysischen Qualitäten (also Geschmack und Farbe wie Zielsinn und Verursachung) zugunsten der Quantitäten auszuschalten; sieht man, wie sie auf diesem Wege immer umfassendere formale (mathematische) Grundstrukturen herausarbeitet, so zeigt sich klar, daß die positivistische Geisteshaltung ein entscheidendes Verdienst an diesen Fortschritten hat, etwa in der Entwicklung der Relativitätstheorie und der Quantenphysik. Denn auf diesem Felde ist die positivistische Methode legitim und fruchtbar. Offene Stellen innerhalb einer empirischen Wissenschaft darf man nicht außerempirisch „verkitten“, hier wäre „metaphysische Spekulation“ in Wahrheit ein *asylum ignorantiae*.

Doch hat sich in der Geschichte der Naturwissenschaft ein dogmatischer Positivismus auch schon hinderlich ausgewirkt. W. Büchel erinnert an die Schwierigkeiten, die L. Boltzmann bei der Entwicklung der kinetischen Gastheorie seitens W. Ostwalds und E. Machs erfuhr (der die Atomistik für kindisch und überflüssig erklärte), und er weist darauf hin, daß sich anderseits bei E. Schrödinger „eine ausgesprochen antipositivistische Tendenz als fruchtbares heuristisches Prinzip in der Entwicklung der Quantenphysik auswirkte“. Er folgert, „daß also in der Physik nicht alles Heil, sondern – wenn man an Mach und Boltzmann denkt – gelegentlich sogar einiges Unheil vom Positivismus ausgegangen ist“².

Doch geht es in dieser Skizze nicht um Naturwissenschaft, sondern um eine philosophische Grundsatzfrage. Nicht um die gerechtfertigte und geforderte methodische Selbstbeschränkung der Einzeldisziplin, sondern um jene Lehre, die diese Selbstbeschränkung zur absoluten, für jede Wissenschaft verbindlichen erklärt.

Ja, eigentlich nicht einmal darum. Dieser Forderung pflegt man mit dem Aufweis des Selbstwiderspruchs zu begegnen. Entweder nämlich will die positivistische Behauptung selber unverbindlich sein – dann ist sie philosophisch gar nicht existent – oder sie behauptet sich im Ernst, dann ist sie ihrerseits als allgemeine Aussage meta-positiv, über-empirisch und fällt damit unter ihr eigenes Verdikt. Zu einer ähnlichen Selbstaufhebung führt die Sprachanalyse; denn eine Lösung vom Fundament der (wesentlich metaphysisch bestimmten) Umgangssprache ist

² Relativitätstheorie und kritischer Realismus, in: *Philosophia Naturalis* 7 (1961) 4–36, S. 30 ff.

unmöglich, und im willkürlichsten Kalkül zeigt sich zumindest bei Gebrauch in der Folgenotwendigkeit (ohne die er ein bloßes Sätze Konglomerat würde) die Absolutheit der Wahrheit. Und dasselbe zeigt die Forderung absoluter Verifikation; denn was ist „gegeben“? Wenn Sinneseindrücke, so gibt es keine Intersubjektivität; wenn unmittelbar die gemeinsame Wirklichkeit an sich, wäre Irrtum unmöglich.

Wir führen diese Widerlegung hier nicht näher aus³; sie ist korrekt und treffend, aber sie bleibt trotzdem unbefriedigend. Gewiß trifft sehr oft zu, wie man gesagt hat, daß hinter dem Positivismus kein „existenzielles Anliegen“ stehe, sondern eine gewisse Denk- und Entscheidungsfeigheit. Doch es trifft nicht immer zu, keinesfalls für die Großen unter seinen Vertretern.

Am Ende des *Tractatus logico-philosophicus* (6. 54), der „Bibel des modernen Positivismus“⁴ (wenngleich seine Grundtendenz nicht als positivistisch, sondern etwa als „*philosophia negativa*“ zu kennzeichnen wäre), schreibt L. Wittgenstein: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt.“ Aber sein Satz ist hier nicht zu Ende, er fährt fort: „... wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinausgestiegen ist.)“ – Die formale Widerlegung ignoriert allzuleicht diesen Weg und verfehlt so das wirklich und eigentlich Gemeinte. In gewissem Sinn gilt das von aller direkten Widerlegung – so richtig und wichtig sie ist –, insofern sie sich notwendig an das Gesagte richtet und nicht an die ungesagten, vielleicht gar ungedachten Voraussetzungen des Gesagten – und ihrerseits ebenso aus Ungesagtem sich aufbaut. So ähnelt die Auseinandersetzung dann häufig jenem „Haust du meinen Kunden, hau ich deinen Kunden“, wobei zwischen den Schulen in endlosem Wechsel dieselben Reden hin und wider gehen, ohne Ergebnis, weil man des anderen gar nicht ansichtig wird, geschweige denn, daß man mit ihm sich auf den gemeinsamen Boden und Weg des Gespräches begäbe.

Ehe man aber den anderen anschaut, sollte man, zumindest anfänglich, sich selbst in den Blick nehmen (ganz wird man sich zwar erst im Dialog selber erkennen) – oder vielmehr, mit neuer Treue und Aufmerksamkeit: das, worüber sich der Streit erhebt. Nur das sei nach dem historischen Abriss und dem Hinweis auf die Widerlegungsargumente hier versucht. In diesem Sinn geht es also auch nicht um den Positivismus als Lehre, sondern eben um Wahrheit und Gewißheit, wenngleich „angesichts“ des Positivismus.

Zu Beginn ist der Name Descartes' genannt worden, der Augustins Entgegnung an die Skepsis: sie fallor, sum, wenn ich mich täusche, auch und eben dann bin ich!

³ Vgl. etwa E. Zeller, *Wissenschaftlicher Empirismus und Erfahrungswissenschaft. Über die empiristische Manier eines methodologischen Rationalismus und das eigentliche Problem der Erfahrungsbegründung*, in: *Gott in Welt* (Festschrift f. K. Rahner), Freiburg-Basel-Wien 1964, I, 3–38.

⁴ P. Feyerabend, Ludwig Wittgenstein, in: *Merkur* 8 (1954) 1023.

neu gefunden und ihr „erstmal ihren grundlegenden systematischen Ort eingeräumt“ hat (W. Kern): in der Formulierung der Selbstgewißheit des denkenden Bewußtseins als unerschütterten und unerschütterlichen Fundamentes allen geistigen Vollzugs. Betrachten wir, welche (Descartes selber nicht bewußte) Tragweite und Fülle sich in der unabweisbaren Erfahrung geistigen Behauptens birgt. Anders gesagt, soll der Identitäts-„Satz“ ($A = A$) entfaltet werden – allerdings nicht diese Formel, vielmehr der Akt, das Geschehen der „Setzung“. – Es ist ja das Wesen der Philosophie, sich in der „Anstrengung des Begriffs“ auf das „Selbstverständliche“ und so meist Unverständene zu richten; sie sucht nicht wie die Einzelwissenschaft nach der Entdeckung von etwas, das man bisher noch nicht kannte, sondern nach der methodisch reflexen Erfassung und Durchdringung dessen, was man „eigentlich schon immer weiß“.

Alle Wissenschaft, ja alles Denken behauptet. Jeder Vorbehalt schließt Behauptung ein (sagt er doch wenigstens dies, daß er nur Vorbehalt sei); nicht weniger jede Frage, und zwar in doppelter Hinsicht. Zunächst entspringt sie einem Behauptungszusammenhang, daß heißt, sie steht in einem „Feld“ tatsächlicher oder vermeinter Erkenntnis. Frage ich etwa: „Ist dies ein Heft?“, so behaupte ich einen Sinn von „Heft“ und „ist“ ebenso wie die Tatsache, daß ich hier etwas sehe, mich an ein Heft erinnert fühle und dergleichen mehr. Sodann zielt alles Fragen auf Behauptung. Wenn es Fragen sein will (und das heißt bereits: sich als Frage behauptet), behauptet es damit die Möglichkeit und die Erwartung irgendeiner Behauptung, sei diese nun positiv, negativ, gänzlich abweisend oder unentschieden... wie auch immer.

Welche Wesens-Gestalt hat aber nun die Behauptung? Hier ist entscheidend, daß wir sie stets als Übergang aus Unentschiedenheit und Offenheit erfahren. Behauptung ist affirmatio, assensus, wie die alte Philosophie gesagt hat: Festlegung, zustimmender Bescheid. Und diese Festlegung geschieht nicht notwendig. Sie ist echte Entscheidung unter Möglichkeiten; denn die Offenheit von Möglichkeiten ist es, die ein Problem zum Problem macht. Bei völliger „Einbahnigkeit“ gäbe es weder Frage noch Antwort, nur pure Tatsächlichkeit; es gäbe kein Problem, weil Problematik Offenheit, Uneindeutigkeit besagt, und keine Antwort, weil diese eben Klärung und Entscheid einer offenen Frage bedeutet.

Das nun heißt aber: Bezug auf Freiheit gehört innerlich und von Wesen zum Begriff und zur tatsächlichen Ganzheit von Frage, Problem und Behauptung. Andererseits darf man diese Entschränkung keineswegs als Freibrief vager Beliebigkeit mißdeuten. Sosehr verschiedene Antworten möglich sein müssen, sosehr steht zugleich jede mögliche Antwort unter dem Anspruch der Wahrheit, unter der unausweichlichen Forderung, der Wahrheit zu entsprechen, „zu sagen, das Seiende sei, das Nicht-Seiende sei nicht“ (Aristoteles, Metaphysik IV).

Beides zugleich wird im Problemganzen unabweisbar erfahren. Problem, Behauptung, Offenheit und Wahrheitsforderung sind an- und miteinander offenbar

im seiner selbst gewissen Vollzug des Behauptens. Sogar in der Lüge gilt das: ich muß wenigstens behauptend vorgeben, ich fügte mich in dies Gesamt, spräche die Wahrheit. Über dem freien Feld der Sätze steht das Gestirn des Wahrheitsanspruchs, der konzessionslos, unbedingt an jedes Urteilen ergeht. Immer geht es um die Wahrheit – doch es geht um sie in Freiheit; denn ohne Freiheit gäbe es kein „Gehen-um“. Freiheit und Unbedingtheit zeigen sich als untrennbar verbunden.

Und diese Bindung nochmals ist selber ein Freiheitsverhältnis. Darum ist hier von „Unbedingtheit“, nicht von der mißverständlichen „Notwendigkeit“ die Rede. Ein bloßes Faktum, reine Vorfindlichkeit kann den Willen nicht in Anspruch nehmen. Jedem Ding und Sachverhalt gegenüber bleibt er im letzten frei und souverän. Er kann ihn so und anders betrachten, werten, einordnen und verwerten. Der absolute Anspruch, diese unbedingte Forderung muß selber Willenscharakter besitzen. Ja, er ist Wille im Herzen des Willens selbst. Denn es ist nicht so, als stieße mein eingefordertes Wollen wie an eine fremde Mauer; das Gestirn der Wahrheit leuchtet in ihm selber, aus seinem eigenen Grunde heraus. Der Lügner steht nicht nur zum Vertrauen des andern, nicht nur zu den äußeren Daten, auch nicht nur zu seinen eigenen Worten in Widerspruch, sondern vordem und eigentlichst zu sich selbst. Ihm selber geht es um Wahrheit, sosehr er sich diesem Grundverlangen verschließt.

Der endliche Wille ist nicht die Wahrheit, aber er gibt unauskömmlich Zeugnis von ihr, und zwar als von etwas in ihm. „Internum aeternum“ hat sie Augustinus genannt, innere Ewigkeit oder ewiges Innen, und darin die unaufhebbare Einheit von Immanenz und Transzendenz, von Jenseits und „Inseits“ auf eine klassische Formel gebracht. „Interior intimo meo et superior summo meo“, innerlicher als mein Innerstes und höher als mein Höchstes⁵.

In der Besinnung auf das Phänomen der Evidenz sind wir so zu einem eigentümlichen Verhältnis gelangt, wonach sich das Bewußtsein in einer Spannung von formaler Freiheit und absolutem Anspruch erfährt. Darin zeigt sich aber die entscheidende Einsicht, die hier aufgewiesen werden sollte: Das Letzte in der Evidenz ist nicht Notwendigkeit, sondern Freiheitsgeschehen.

Die Kernfrage noch einmal anders formuliert: Sehen wir letztlich Notwendigkeit ein (nämlich daß nur eine Antwort echt in Frage kommt) oder sehen wir notwendig, mit Notwendigkeit ein? Gälte allerletzt das zweite, wäre das eigentlich Geistige der Einsicht, ihre wesentliche Eigentümlichkeit, die vor allem Husserl gegen den Psychologismus herausgearbeitet hat, konsequenterweise nicht mehr haltbar. Streng genommen gäbe es keinen Unterschied zur Sinneswahrnehmung mehr, und darum könnte solche „Einsicht“ auch nicht geben, was sie soll: endgültige Antwort und deren Legitimation.

⁵ Conf. IX, 4, 10 und III, 6, 11. VII, 10, 16 zeigt, daß kein bloß graduelles Mehr gemeint ist, und rechtfertigt zudem, daß wir das Wort hier statt auf Gott auf die Wahrheit beziehen.

An das Muß einer bloßen Notwendigkeit können wir immer noch die Frage stellen: Warum? Und diese Frage bezeugt nicht nur das Auslangen nach einer tiefer führenden Antwort, sondern schon eine Ahnung von deren Gestalt. Irgendwie muß man ja das schon kennen, wonach man verlangt. Das Verlangen entspringt dieser Kenntnis, und in der Erkenntnis des schon Gekannten erst kommt es ins Ziel und erfüllt sich. So ist es auch bei dem Warum angesichts einer bloßen Tatsache oder auch eines Muß.

Wenn nun tatsächlich in der Theorie das Gesetz der Notwendigkeit herrscht, dann zeigt sich in diesem Verlangen die Öffnung des Theoretischen ins – Kant würde sagen: Praktische. Da dieser Ausdruck jedoch doppeldeutig ist und sowohl den unbedingten Anruf wie das „Technisch-Praktische“ bezeichnen kann, hat R. Lauth in seinen Münchener Vorlesungen das Wort „doxisch“ vorgeschlagen. Doxa heißt nicht nur Meinung (im Gegensatz zu epistémé, Wissen), sondern auch Willensmeinung, Beschluß⁶. Nach dem oben Gesagten hat sich die Freiheit bereits auf dem Grunde auch theoretischen Urteilens gezeigt. Nun führt der Gedankengang ausdrücklich von der theoretischen Evidenz zur doxischen weiter.

Geistiger Vollzug ist Urteil, haben wir gesagt, Behauptung im weitesten Sinn: sei es mehr oder weniger ausdrücklich, feststellend, theoretisch, oder praktisch, wertsetzend („Ich habe dieses lieber – also nehme ich es“). Urteil aber bedeutet Selbstrechtfertigung vor und aus dem Anspruch der Wahrheit („Ich behaupte zu Recht, denn es ist wahr“). Die Frage stellt sich nun, welcher Art letztlich dieser Anspruch sein muß, um sich als unbedingt ausweisen zu können. Bloße Notwendigkeit kann nicht derart beanspruchen. Wir wären ihr unterworfen, doch in jener Einlinigkeit, die Frage und Antwort tatsächlich aufhobe. Dann wäre (aber alles andere ist nur per impossibile zu formulieren), dann wäre Positivismus die „vernünftigste“ Haltung als Erleichterung und Verkürzung der lebensdienlichen und lebensnotwendigen „Denk“-Abläufe.

Die Wahrheit ist vielmehr doxischer Anspruch und erhält damit die Bedeutungsfülle, die sie zum Beispiel im biblischen Denken besitzt, als entscheidende Richtschnur über unseren theoretischen wie unseren Lebens-Urteilen, über Denken, Wollen und Tun. Sie will darum auch nicht bloß theoretisch, sondern in Wille und Tat „erkannt“ werden (vgl. etwa Joh 3, 21 und vorher Jer 22, 16). In einer Tradition von Platon bis Fichte heißt sie das Licht.

Was dieses Bildwort vor allem sagen will, ist: Selbstrechtfertigung, Selbstlegitimation. Wenn man den Anspruch kürzer das Sollen oder Soll nennt (Wahrheit soll sein), dann heißt Selbstlegitimation des Anspruchs: Sollen des Sollens. Es zeigt sich, meint das, hier nicht nur die Tatsache, das Vorliegen, daß Muß eines Sollens, nicht nur Macht und Notwendigkeit, sondern Sinn und Gültigkeit, das

⁶ Vgl. R. Lauth, Sittliche Wertung und Gutsein, in: Zeitschr. f. phil. Forschung 9 (1955), 372–376; ders., Zur Idee der Transzendentalphilosophie (München-Salzburg 1965).

Seinsollen des Solls. Die Frage „Warum“ erhält nicht zur Antwort: „Weil es eben so ist“, auch nicht: „Weil es so sein muß“, was im Grunde dasselbe bedeutet; denn von diesem Muß heißt es dann (wenn man weiterfragt), es bestehe nun einmal. Hier heißt die Antwort: „Weil es so sein soll, und zwar nicht von anderswo her, vielmehr aus diesem Sollen selbst.“ – Sprachlich scheint diese Antwort nicht viel anders zu sein, tatsächlich tut sich in ihr ein Unvergleichliches auf, nicht ein tyrannisch hilfloses Verbot weiterer Fragen, sondern die Erscheinung eines in sich fraglos Selbstverständlichen. Darum bietet sich der Name Licht an, weil er zugleich Hoheit und Glanz ausdrückt, Herrlichkeit, Sieghaftigkeit, nicht aus Stärke, sondern aus Recht.

Die unzulänglichen Beschreibungsversuche wollen und können nicht mehr als hinweisen auf das, was jeder in sich selbst erfährt. Wenn Wissenschaft Ordnung des Wissens besagt, dann muß sie nach der Weise ihres Ordnenens wie nach dessen Bezugsprinzip fragen (Wissenschaft ist immer Selbstkritik). Die verschiedenen Prinzipien der Einzelwissenschaften ordnet ihrerseits die „Wissenschaftslehre“ (Fichtes Name für die Philosophie). Und geht Ordnung jeweils vom Prinzip aus, dann die umfassende Ordnung vom letzten Prinzip, das zugleich Bezugspunkt und Prinzip der Weise des Beziehens sein muß, soll sich nicht eine neue höherweisende Doppelung ergeben. Dies Prinzip als eins und erstes hat nichts neben sich, gegen das es „de-finiert“, nichts über sich, von dem her es „bewiesen“ werden könnte⁷. Das Reden von ihm (schon seine Benennung als „Licht“) erfolgt gewissermaßen eine Stufe tiefer, es im Rücken.

Aber darum wird ein solches Reden nicht schon Willkür oder Poesie. Alles Beweisen und Vermitteln verlangt als Bedingung seiner Möglichkeit das Unbeweisbare, das aus sich selber einleuchtet. Es muß allgemeingültig sein, aber das heißt keineswegs: allgemein-geltend – der „consensus omnium“ ist niemals zu erreichen, und er bewiese nichts; das heißt ebensowenig: zu solch allgemeiner Geltung hin „verifizierbar“; denn alle Verständigung setzt bleibend das unveräußerliche Verstehen des einzelnen voraus.

Doch wichtiger als diese methodisch-formale Anmerkung ist noch einmal die inhaltliche Besinnung auf das Verhältnis von theoretischer und doxischer Einsicht oder wie man sagen könnte: von Einsicht und Hören des Anrufs.

Die (theoretische) Einsicht läßt zum ersten weitere Fragen offen. Vielleicht versteht man heute wieder besser als ein harmloser Rationalismus das Gültige in Descartes' Zweifel an mathematischen und logischen Wahrheiten angesichts der Möglichkeit eines *genius malignus*. Damit soll kein Irrationalismus gerechtfertigt, sondern auf die Mitte hingewiesen werden, aus der Erkennen und Wollen erstlich entspringen, jenen Grund, der nicht dunkel ist und doch auch nicht verfügbar aufgehellt, sondern unhintergebar, selbstheller Quell der Urstellungnahme zum

⁷ Die Gottesbeweise stehen damit nicht zur Frage (auch sie geschehen, als logische Operationen, „in“ diesem Licht).

Ganzen der Welt, Entwurf des „Horizonts“ allen Erkennens und Wollens: die Person⁸.

Der Hinweis kann hier nicht ausgeführt werden. Jedenfalls aber läßt sich, zweitens und vor allem, aus der theoretischen Einsicht der (sittliche) Anruf nicht einsichtig machen und legitimieren. Aus dem Ist folgt kein Sollen. Die Ethik muß dann in einem neuen Ansatz aufgebaut werden, von der doxischen Evidenz, dem Vernehmen des Rufs her, mag man sich dieses Sachverhalts auch nicht bewußt sein und das Neue mit der alten Terminologie bezeichnen. Damit erweist sich die theoretische Einsicht als ein Vorletztes.

Die sittliche Einsicht hingegen, das Hören des Anrufs beantwortet erstens gerade die Frage, die noch offen blieb. Und dies so, wie es Saint-Exupéry in der Hymne an die Stille (in der „Citadelle“) ausgedrückt hat: nicht eigentlich als Antwort, sondern als Schlußstein und Stille aller Fragen, Stillung, fragloser Sinn, seliges Ziel nicht mehr nur des Intellekts, auch nicht irrationalen Gefühls, sondern des Menschen schlechthin, der Person.

Dann aber läßt sich von diesem Licht her, in ihm das Übrige erfassen. Nicht als ob der Philosoph es einsichtig im einzelnen „ableiten“ könnte, es handelt sich ja um ein Freiheitsverhältnis, nicht um Notwendigkeit; entsprechend dem ersten Prinzip ist die Wirklichkeit wie ihr Erkennen, als von Freiheit eröffnet, wesentlich undeduzierbares Freiheitsgeschehen. Aber es wird doch alles als in diesem Lichte gründend gewußt. Beschränken wir uns auf ein Beispiel, ein klassisches Problem der neuzeitlichen Theorie: die Existenz der Außenwelt. Sie wird zweifellos im sittlichen Anruf erfahren, weder nur „geglaubt“ noch erschlossen: unmittelbar erfahre ich etwa im Angerufensein durch einen begegnenden Menschen seine tatsächliche Gegenwart (welche genauere Gestalt sie hat sowie die Möglichkeit des Irrtums hinsichtlich ihrer ist eine spätere Frage). Wie aber könnte aus seiner bloßen Gegenwart (abgesehen davon, daß ich ihrer erst unzweifelhaft gewiß sein müßte) eine Forderung entspringen, wenn nicht auf Grund anderer: doxischer Prinzipien und ihres undiskutierbaren Anspruchs?

J. M. Hollenbach weist darauf hin, wie diese personale Evidenz am Beginn des abendländischen Denkens steht⁹. Die Göttin, die Parmenides über das Sein lehrt, wendet sich nicht an den Verstand, sondern an das Gewissen. Was der Satz vom Widerspruch ausdrückt, ist vor der rein logischen Formulierung (die nicht-widersprüchliche Aussagen fordert), selbst vor der objektiv-metaphysischen Aussage (die den Widerspruch von der Wirklichkeit ausschließt) eine personale und religiöse Erfahrung: die Erfahrung des Wahren und Guten, das sich aus sich selbst

⁸ Ein äußerliches Beispiel, das J. Meurer bietet (Die Frage nach Gott und die Naturwissenschaft, München 1962, 82 f.): Wie oft ist „vernünftigerweise“ eine Addition nachzurechnen, daß man sich beim Ergebnis beruhigt, – und wie läßt sich die Antwort letztlich (also nicht nur „praktisch“) begründen?

⁹ Menschwerdung des Geistes, Frankfurt 1963, 85 ff.

als seinsollend ausweist und sein Gegenteil als nichtig verurteilt: Sonne und Licht (Platon, *Der Staat* 507 ff., Fichte, *Wissenschaftslehre* 1804, 7).

Als absoluter Einheitspunkt vermag dies erste Prinzip auch, was heute so notwendig ist: die Einheit von Leben und Wissenschaft zu bestimmen. Freie Forschung einerseits – andererseits Verantwortung für die Ergebnisse und ihre Folgen: wie kann man beide Ansprüche vereinigen, wenn der Boden fehlt, aus dem sie überhaupt erst sich begegnen können, der Standpunkt, von dem aus sie adäquat sich erfassen und einander zuordnen lassen? So stehen weithin gutgemeinte, aber oft doch unzuständige Appelle einer positivistischen Selbstbeschränkung gegenüber. – Die Ausfaltung des Grundprinzips auf dies Problem hin wäre das Thema einer eigenen Studie¹⁰.

Was aber in dieser Kürze sichtbar werden sollte, ist der entscheidende Punkt unserer Begegnung mit der Wahrheit. In jedem Urteil, in allem geistigen Tun erkennen wir schon an, daß wir unter ihren Anruf gestellt sind. Nähere Besinnung zeigt, daß sie von Wesen Freiheit und Heiligkeit ist (bewußt ist dabei der Fortgang zu einer „natürlichen Theologie“ unterlassen; die Begriffe wollen „offen“ verstanden werden, rein vom Phänomen der doxischen Erfahrung her): Zuspruch des Guten, das anerkannt werden will und soll – Unerbittlichkeit weil (mag das Wort nach dem Gesagten weniger mißdeutbar sein) Liebe.

¹⁰ Vor allem wäre dazu der Begriff der Geschichtlichkeit zu erarbeiten, der das Bild vom „Gestirn“ der Wahrheit nicht aufhebt, aber es – von der Freiheit her – entscheidend modifiziert und ergänzt. Vgl. A. Darlap, *Geschichtlichkeit*, in: *Handbuch theologischer Grundbegriffe* (München 1962) 491–497.